

Nr. 134. Bromberg, den 9. Juli 1927.

Bluff.

Kriminal-Roman von H. Heyermans.

(2. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Connie, mein Herz, ich schmelze dahin vor lauter Sehnsucht", begann er, während er seinen Zeigefinger in ihr Schürzenband legte, um ihren Schritt ein wenig zu hemmen. Sie aber gab ihm einen derben Schlag mit ihrem Einholekorb und sprach die vernichtenden Worte: „Daß du mich nicht anrührst, du verdammter Kerl!" Und weg war sie, verschwunden.

Wäre sie nur etwas zugänglicher gewesen, hätte sie den abschüssigen Pfad betreten, der mit einer kleinen Unterhaltung harmlos beginnt und in Trübsal endet, so säße Charles Jean noch da, und aus der mit so viel Sorgfalt vorbereiteten Reise wäre nichts geworden.

„Donnerwetter! Das hat aber lange gedauert", sagte Tullipe unwirsch, als Jaapje endlich wieder mit der Hand an sein Kinn schlug. „Was war denn los?"

„Sst! Hier wird nicht geredet!" warnte der andere, der im Dunkeln sein Bündel packte. „Später haben wir genug Zeit. Du verschwindest nach links; die Luft ist rein; du brauchst dich nicht umzusehen. Ich gehe nach rechts. Wir treffen uns im D-Zug, und wir verleugnen einander steif und fest; mindestens bis Rosendaal kennen wir uns nicht. Pst! Geh, doch bloß bitte nicht so dicht neben dem Laufbrett mit deinen verdammten hellen Gamaschen! Und kein Wort Holländisch, wenn ich bitten darf! . . . Au revoir, mon cher . . ."

Jaapje Eekhorn ging durch die Seitenstraße nach rechts, und trotz der Abfuhr mit dem Korb warf er in jeden Laden, an dem er vorüberkam, einen heimlichen Blick, um zu sehen, ob er die schwarzäugige Kleine nicht etwa doch noch zu fassen bekäme.

Links ging Charles Jan Tullipe mit elastischen Schritten sorgfältig um alle Pfützen herum, damit seine hellen Gamaschen nicht bespritzt würden. Jaapje, der dieses Viertel von Amsterdam am besten kannte, hatte gesagt: „Du brauchst dich nicht umzusehen", und nun beging Jean die Dummheit, sich an diese Parole zu halten; wußte er doch nicht, daß der kleine Schelm es über seinem lyrischen Intermezzo mit der hübschen Connie verabsäumt hatte, diese Hälfte des Kais gründlich zu inspizieren. Auf dem Platz stieg er in eine Elektrische und stopfte sich auf der hinteren Plattform eine frische Shagpfeife. Zugleich bestieg ein Herr mit kurzgeschnittenem, rotem Haar, der vom Kai aus den von Jaapje mit Recht „verdammt" genannten Gamaschen gefolgt war und gleichfalls am Zentralbahnhof ausstieg, den Vorderperron.

„Eins Erster Antwerpen," sagte Charles Jean Tullipe am Schalter, oder vielmehr: er verlangte im korrektesten Französisch: "Première classe, Anvers." — „Bitte", antwortete der Beamte.

„Je vous remercie bien", sagte Charlie darauf äußerst höflich, zahlte und stellte sich mit dem holländischen Geld, das er anscheinend nicht kannte, so ungeschickt an, daß der Beamte ihn zweimal auf einen kleinen Irrtum aufmerksam machen mußte.

Nach ihm löste der Herr mit dem kurzgeschnittenen, roten Haar eine Fahrkarte und flüsterte so leise wie nur möglich, weil mehrere Reisende hinter ihm standen. In der Reihe befanden sich auch Artur Rondeel, Jan Kikker und Joopie Bok, jeder mit einem dickbauchigen Handkoffer. Der Chauffeur und ein Gepäckträger warteten bepackt und beladen unter der Uhr.

Am Schalter für die Fahrkarten dritter Klasse stand Jaapje Eekhorn und dachte über ein kleines Abenteuer nach, das er eben unterwegs erlebt hatte. In einem Luxusauto, das im Gedränge hatte halten müssen, hatte er etwas höchst Seltsames bemerkt. Ein dicker Herr mit einem rotwangigen Gesicht hatte einen anderen mit einem Browning bedroht, er hatte den Hahn gespannt und dann laut auflachend aus diesem Browning eine Zigarette und Feuer angeboten. Dieser Witz war weiter nicht neu. Aber das Gesicht des erschrockenen Herrn, der gleich darauf das Licht im Auto ausgeknipst hatte, kam ihm so bekannt vor. Das mußte doch weiß Gott der unanständig reiche Bankier sein, der sein Bureau auf der Kaisergracht und eine fürstliche Wohnung in der vornehmsten Gegend Amsterdams hatte. Wenn der mit zwei anderen zusammen auf die Reise ging — etwa vier Meter von Jaapje entfernt standen sie vor dem Schalter zur 1. und 2. Klasse, — und wenn sie alle ihre schweren Handkoffer selber trugen, dann — dann — ja, dann mußte doch was Besonderes los sein.

Und dann noch etwas: als der Wagen vor einem Friseurgeschäft hielt, hatte er den Schlag geöffnet, und eine ganz unwillkürliche Bewegung seiner Hand hatte dem Jüngsten der drei Herren aus der linken Tasche des Überrocks eine bezahlte Rechnung herausgeholt, auf der ein paar Details notiert waren, die ihn interessierten. Hier stimmte was nicht. Hier war etwas im Werke. Und was es auch war; jedenfalls gab es hier etwas zu verdienen, wenn man es nur geschickt anfing und sich möglichst in rechter Entfernung hielt.

Auf dem Bahnsteig selbst herrschte kurz vor der Abfahrt des D-Zuges mit seinem sauber gedeckten und beinahe festlich erleuchteten Speisewagen und den Schlafwagen mit herabgelassenen Vorhängen ein nervöses Treiben von Menschen, die ihre Verwandten begleitet hatten, von Dienstmännern, die Gepäckstücke in die Netze legten, von Postwagen und Bahnbeamten. Vor einem der geöffneten Fenster des Schlafwagens, in dem der Direktor der Internationalen Bank zwei Abteile hatte reservieren lassen, standen der alte, riesengroße Jones, sein Sohn Henry und der Subdirektor Cochefort, während Klothilde, die noch gerade in einem Auto von Aerdenhout gekommen war, weil sie klugerweise vorher festgestellt hatte, daß der Pariser Expreß nicht in Haarlem hielt, am Arm ihres Vaters hing, sich immer wieder auf die Lippen biß und sich die Augen wischte. Es herrschte eine ausgesprochen trübselige Stimmung. Die einzigen, die ein wenig munterer schienen, waren Josephus Bok und der Sekretär Jan Kikker. Die beugten sich aus dem Koupeefenster — Bok mit einer Reisemütze, die ihm bis über die Ohren ging, Kikker, der es vom Sport her so gewöhnt war, barhäuptig.

„Warum bist du bloß so traurig, mein Kind", sagte der Bankier. „Es wäre mir lieber gewesen, wenn du in Aerdenhout geblieben wärest. Die Menschen müssen denken, daß wir Abschied fürs Leben nehmen."

„Laß sie glauben, was sie wollen", sagte das junge Mädchen, „wenn du nur um Gottes willen vorsichtig bist."

„Ja, ja, ja", sagte der Bankier nervös und ein wenig gereizt, weil der Herr mit dem kurzgeschnittenen, roten Haar ihn so aufdringlich ansah und seine Unterhaltung so dreist zu belauschen schien.

Im Speisewagen saß Charles Jean Tullipe, freute sich nach der Armseligkeit des Wohnschiffes doppelt über all den Komfort, der ihn umgab, und studierte die Speisekarte.

Ihm gegenüber hatte eine ziemlich aufgetakelte Dame Platz genommen, die hin und wieder das feine Profil des interessanten, blassen, jungen Mannes ansah, der auch sie mit der zurückhaltenden Wohlerzogenheit des Weltmannes ab und zu fixierte und mit noch größerer Diskretion taxierte. Sie hatte kleine, fette Hände, an denen Ringe wie Schätze aus „Tausendundeine Nacht" blitzten, und in ihren Ohren funkelten Steine, die geradezu magnetisch die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Während er das Menü las und wieder las und unwillig an Jaapje Eekhorn dachte, der auf dem Petroleumkocher einen Eierkuchen in schlechter Margarine gebacken hatte, stützte er den tadellos frisierten Kopf in die Hand und betrachtete nun die Dame in ihrem Spiegelbild in der Fensterscheibe — eine Methode, die für unauffällige Beobachtung außerordentlich zu empfehlen ist! Darauf bückte er sich höflich, weil einer ihrer Handschuhe vom Tisch geglitten war, und fragte auf Französisch:

„Gehört dieser Handschuh Ihnen, gnädige Frau?"

Sie dankte lächelnd. Was für liebenswürdige Menschen waren doch diese französischen jungen Leute; was hatten sie für einen feinen Charme!

In einem Rauchabteil 2. Klasse saß Hans Thyssen, Mitglied des Literaturwissenschaftlichen Vereins, und las das Abendblatt. „Sobald sich der Zug in Bewegung gesetzt hat", überlegte er, „ziehe ich mich gleich auf die Herrentoilette zurück und lege mir ein paar neue Sohlen in meine Stiefel — das Papier des Kirchlichen Familienblattes taugt doch nicht so recht für nasse Füße. Und dann will ich mir den scheußlichen Flecken auf meinem Jackett noch ein wenig mit Benzin ausreiben. Gut, daß ich das Restchen aus der Benzinflasche mitgenommen habe."

In einem Nichtraucherabteil 3. Klasse, in dem das meiste Gepäck in den Netzen lag, lehnte sich Jaapje Eekhorn schläfrig zurück. Über seinem hochgeschlagenen Rockkragen, unter dem tief in die Stirn gezogenen Hut und hinter den runden Gläsern der Hornbrille war sein Gesicht kaum zu erkennen. Mit halbgeschlossenen Augen machte er Inventar, nahm das ganze Hab und Gut seiner Reisegefährten auf. Ihm entging nichts. Kein Mensch konnte in dem Korridor des D-Zuges vorübergehen, ohne daß Jaapjes Schlitzaugen jedes Detail wahrnahmen und einen ganzen Steckbrief hätten herstellen können!

„Einsteigen!" rief es draußen. Und während auf dem Bahnsteig der alte und der junge Jones, Klothilde und Cochefort von der Internationalen Bank standen und winkten und ein paar Coupétüren heftig zugeschlagen wurden, setzte sich der Zug in Bewegung.

Jetzt erst wurde Jaapje Eekhorn wach. Gähnend belegte er seinen Eckplatz und fragte den im übervollen Coupé ihm gegenübersitzenden Herrn in fließendem Französisch, wie lange man bis zur Grenzstation zu fahren habe? Er sprach so schnell, daß man ihn kaum verstehen konnte. Einer der Mitreisenden gab ihm jedoch die gewünschte Auskunft.

Jaapje fügte noch auf Französisch einige für die Holländer ungemein schmeichelhafte Bemerkungen über den Komfort in Holland hinzu und schob dann an den Knien der anderen Reisenden vorbei und hinaus, um weitere Erkundigungen vorzunehmen. Dabei irrte er sich bewußt im Wege und kam in den Korridor des Schlafwagens. Im dritten Abteil saß der dicke Herr mit dem roten Gesicht, der in dem hellerleuchteten Auto mit dem Browning gedroht hatte, und rauchte eine ausländische Zigarette. So, so — der paßte also auf das Gepäck auf, während die anderen wohl im Speisewagen waren?

Um sich davon zu überzeugen, ging Jaapje nun nach dem Speisewagen, gerade in dem Augenblick, in dem Hans Thyssen sich an der Damentoilette zu schaffen machte, weil die für Herren besetzt gewesen war.

Vorüber an dem geöffneten Küchenraum, aus dem das Klappern von Tellern und Schüsseln drang — er war nicht ganz so primitiv wie die Kochgelegenheit in der Rustenburch! —, ging er und blieb beobachtend hinter der Glastür des Speisewagens stehen. Die Voraussetzung traf glänzend zu: der Bankier von der Kaisersgracht saß mit dem jungen Mann an einem der kleinen Tische bei den Hors d'oeuvres, und ihm schräg gegenüber plauderte der geniale Charles Jean Tullipe mit einer Dame.

Großartig, wie rasch der Bekanntschaften machte!

Dann aber war Jaapje Eekhorn einen Augenblick sehr betroffen:

An einem Tischchen allein saß der Herr mit dem kurzgeschnittenen, roten Haar und knabberte an einem Zwieback. Das war der elendeste Kerl von der Welt: Nathan Marius Duporc von der Kriminalpolizei, der vor einer Stunde bei ihm auf dem Wohnschiff vorgesprochen hatte.

„Alle Wetter", sagte Jaapje, der einen kurzen Augenblick lang sein Französisch vergaß, und in einem Minimum von Zeit kehrte er in sein Abteil 3. Klasse zurück, sagte: „Pardon, Messieurs" — und schlief.

Fünftes Kapitel.

Worin Nathan Marius Duporc von der Geheimpolizei die Notbremse zieht.

Jaapje Eekhorn hatte sich nicht geirrt. Hinter dem Tischchen, an dem sein famoser Freund Charles Jean Tullipe mit bewundernswerter Tüchtigkeit der verlebten Dame mit den glitzernden Steinen den Hof machte, saß Marius Duporc, der seinen ersten Vornamen gern vernachlässigte, weil „Nathan" schlecht zu dem Familiennamen „du porc" stimmte, und kostete die appetitlichen Leckerbissen der Hors-d'oeuvre-Platte. Wenn Dienstreisen in der Regel recht viel Scherereі brachten, so **begann** doch wenigstens diesmal der Abend außerordentlich erfreulich; denn ganz unerwartet war er auf die Spur eines längst Gesuchten gekommen, der immer wieder der Polizei zu entwischen wußte und mit raffiniertester Kaltblütigkeit Hotels und internationale D-Züge unsicher machte. Der elegante junge Mann, den er aus dem Wohnschiff hatte kommen sehen, war — tausend gegen eins — der berüchtigte Jan Tulp, der kürzlich erst in einem erstklassigen Hotel abgestiegen war, sich dort mit einem Nachschlüssel in eines der Zimmer eingeschlichen hatte und dann über den Balkon verschwunden war, und zwar mit einer ansehnlichen Menge französischer Banknoten, deren Nummern bedauerlicherweise unbekannt waren. Damals trug er einen schwarzen Spitzbart, einen forschen Schnurrbart und ein Schönheitspflästerchen auf der linken Wange und zog das rechte Bein ein wenig nach, weil er, wie er dem Oberkellner erzählte, im Kriege einen Hüftschuß erhalten hatte. Von alledem war in dem hellerleuchteten Speisewagen des Zuges nichts mehr zu sehen. War er es — und der Kriminalkommissar zweifelte nicht daran —, so hatte er eine ganz erstaunliche Metamorphose durchgemacht; und wäre es nicht zufällig bekannt geworden, daß ein verdächtiges Individuum an Bord des Wohnschiffes Unterschlupf gefunden hätte, so würde kein Detektiv der Welt in dem gepflegten jungen Manne mit den Gamaschen und dem elastischen Schritt den bewußten Bewohner jenes Hotels erkannt haben. Nun war aber Nathan Marius Duporc, während er hinter und neben ihm am Bahnschalter stand, aufgefallen, daß der Reisende eine Pfeife rauchte, die auffallende Ähnlichkeit mit jener anderen hatte, die er im Schein der Petroleumlampe auf dem Wohnschiff gesehen hatte, einer Pfeife mit sogenannten „Gesundheitspatronen", in denen sich das Nikotin festsetzen sollte — Einlagen, wie er eine auch im Aschbecher des Hotels in dem so plötzlich verlassenen Zimmer gefunden hatte. Und sehr auffallend war es auch, daß der Reisende, der fließend Französisch sprach, sein Billett 1. Klasse nur bis Antwerpen genommen hatte, daß er aber der Dame, mit der er Bekanntschaft geschlossen hatte, bereits zum zweiten Male erzählte, er fahre als Gesandtschaftssekretär nach Paris.

„Geben Sie mir eine halbe Flasche Weißwein", sagte Herr Duporc zu dem herumgehenden Kellner.

„Monsieur désire?" fragte der Oberkellner, der nun wirklich ein Franzose war.

„Ich möchte eine halbe Flasche Weißwein", wiederholte der Kriminalkommissar.

„Je ne vous comprends pas," sagte der Kellner, „vous désirez . . .?"

„Das ist doch wirklich unerhört . . ." brummte der Rothaarige, wies mit dem fettigen Zeigefinger auf die Weinkarte und murmelte dazu: „Eine halbe Flasche Haut Sauternes . . ."

„Der Herr wünscht eine halbe Flasche von dieser Sorte", sprach die Dame mit den Edelsteinen hilfreich.

„Drollig, wie diese Type sich aufregt," lachte Charles Jean, der ganz sicher annahm, daß er sich vor seinem Hintermann nicht besonders vorzusehen brauchte; „vermutlich ein Deutscher . . ."

Der Kriminalkommissar holte ein Notizbuch aus der Tasche und begann, noch kauend, zu lesen. Dann schimpfte er tüchtig auf den Zug, der im Speisewagen herrschte, setzte sich auf einen anderen Stuhl hinter den französischen Reisenden und versuchte nun, Rücken an Rücken, bei dem Dröhnen und Lärmen des Wagens die Unterhaltung zu belauschen, die dieser mit der schmuckbehängten Dame führte. Auf diese Weise entging ihm nichts. Und wenn er sich ein wenig zurücklehnte, konnte er sogar den Handkoffer von Charles Jean Tullipe von unten her sehen. Daran klebte ein Stück Heringspapier. Das stimmte vortrefflich zu den Resten, die er in dem schmutzigen Geschirr auf dem unsauberen Tisch des Wohnschiffs hatte stehen sehen. Nachdem der Kellner die halbe Flasche Haut Sauternes gebracht hatte, goß Duporc sich ein Glas ein und fing gleich laut zu schimpfen an, weil das nicht zu trinken wäre.

„Das ist ja . . . das ist skandalös!" rief er so laut, daß die beiden holländischen Herren am gegenüberstehenden Tische — der Bankier Artur Rondeel und sein Sekretär Jan Kikker — sich indirekt einzumischen begannen.

„Es geht doch nichts über gute Manieren“, bemerkte der Sekretär. „Daß sich dieser Mensch nicht schämt!“

„Wie meinen Sie?“ fragte Nathan Marius, während er sich wütend den Schnurrbart wischte.

„Sie dürfen doch nicht vergessen, daß der Speisewagen nicht für Sie allein da ist . . .“ bemerkte Jan Kikker scharf.

„Verstehe nicht“, schnauzte der unglückliche „Deutsche“.

„Um so besser“, antwortete der Sekretär vergnügt, „Kaffer bleibt Kaffer!“

Und dabei stieß er mit dem Direktor der Internationalen Bank, der aus lauter Freude darüber, daß er seinen Geschäften für kurze Zeit entronnen war, Sekt spendiert hatte, mit dem schäumenden Glase an.

Der „Deutsche“ sagte kein Wort mehr, lenkte aber auch fernerhin die Aufmerksamkeit durch die Dreistigkeit auf sich, mit der er sich den Teller vollpackte, ohne auf die anderen Reisenden Rücksicht zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Mittag.

Plauderei von G. A. Mulach.

In den Wipfeln der Rotbuchen flimmert kochendes Sonnengold. Aus dem dichten Unterholz leuchtet es im harten, grünlichen Glanz. Ganz leise und fein summt ein einziger spitzer Ton über dem binsenumstandenen Waldwasser. Glasgrün und schillernd steht das Buschwerk am Wegrande, und scharf dünstend schwelt Modergeruch in den Lichtwirbeln der Mittagshitze.

Träge windet sich die graue Wegschlange durch das gleißende Schweigen. Träge blinzelt das Brackwasser im Unterholz unter Wurzelgestrüpp und Wasserpest hervor.

Hinten, weit hinten am Steinbruch, da wo die Sonnenlohe über rötlich schimmernden Fels brennt, wo braunrissige Fuhren durchdringenden Harzduft hauchen, reckt es sich hoch. Gleitet über den glatten Nadelboden, wirft sich in den steinigen Grund, daß Glast und Licht aufzittern. Windet sich den Wildpfad hinab, streicht an den Eichenstämmen vorbei, daß der altersgraue Hochsitz auf der Blitzeiche vor Schreck im Holz knackt.

In den Beerenbüschen an der Waldwiese döst ein Baumläuferpärchen. Über der Lichtung liegt weiß- und gelbgetupftes Leuchten. Es klettert die Höhe zum Bahndamm hinan, wird gelber und gelber und liegt dann wie ein knalliges, protziges Reklameplakat zwischen Schienenstrang und Wassergraben.

Über die Anmaßung der buttergelben Kuhblumen hinweg, über die weißen Sterne der Hundskamille, über Lichtung und Schienenstrang kommt es herangeschlichen, das heiße, unfaßbare Gleiten und Wehen.

Das Baumläuferpärchen fliegt zum Signalmast neben dem Bahnwärterhäuschen, hockt auf der bunten Scheibe, blinzelt in die flirrende, brütende Hitze. Schnurgerade laufen die Schienen in den hellen Dunst hinein. Weit draußen in der Welt geht ein Punkt auf den braunen Schwellen der eisernen Straße.

Das Unfaßbare aber wandert weiter — die Dorfstraße entlang, an Ställen und Scheunen vorbei —, und heiß, lautlos und gleißend treibt der Mittagsdämon seine heimliche Unruhe in starre, leblose Dinge hinein, daß die pferdekopfgezierten Giebel wie lächelnde Rätsel auf das holprige Pflaster hinabsehen.

Klappernd fährt am Eisengerüst der Signalarm hoch. Erschreckt segeln die Baumläufer ab, hinüber zum Birkenwäldchen auf der Dorfseite.

Durch die Stille faucht es heran, dumpf rollend, dann klirrend und stoßend. Dampf sprüht, eine Rauchfahne legt sich seitwärts über Kohlbeete, über Kartoffelacker und Roggenstück. Dann surrt es noch eine Weile in der Ferne. Der eiserne Arm klappert wieder herunter, und das Unfaßbare, das einen Augenblick wie ein erschrecktes böses Tier geduckt zwischen den gekalkten Hauswänden gesessen, reckt sich weit in die Felder hinein. Schiebt sich gierig und heißatmend an den Gutsbezirk heran, kriecht über den Fluß, klettert in die hohen Taxushecken des Parkes.

Hinter schmiedeeisernen Gittern träumt der alte Fürstenhof von hundert Sommern, von Karossen, Läufern und Schildwachen.

Blauverhängte Fensterreihen blitzen, über dem Portal schwingen Amoretten Fruchtkränze, ein trunkener Silen hält mit erstarrter Attitüde seinen Thyrsos.

Die kunstvolle Stichelarbeit der Sonnenuhr auf grünüberzogener Kupferplatte nur hält das Leben, das schleichende, ewig fortgleitende Leben dieses Parkes, dieses Schlosses fest. Dunkel fällt der kurze Schlagschatten auf das Ziffergewirr . . . Mittag —

Und mit dem sich über die Lindenwipfel schwingenden Dämon huscht die unsichtbare Welt der Vergangenheit.

Dünn zittert der brüchige Klang der alten Uhr auf dem kleinen Turm der Gutsverwaltung in den Park hinein. Unter dem blühenden Flieder raschelt ein rotblankes Etwas. Eine buschige Rute wippt, steht einen Augenblick steil in die Höhe. Schwarzkugelige Fettaugen blicken groß und fragend. Dann — ein Satz — und auf der kerzenbesteckten Kastanie, in deren Schatten ein steinerner Satyr flötet, flattern Blütenblätter auf. Flattern auf und schaukeln weiß und melancholisch auf den gelben Sand herunter.

Es ist so still im weiten Garten, daß das Rund des Goldfischteiches zum sagenhaften, grundlosen Wasser wird, aus dem die blitzenden Lichter der Fackeln und Laternen aufsteigen, die in warmen Festnächten einstmals in den Laubengängen des Parkes schwärmten.

Einstmals. Da die Spitzen des breiten Eisentores der Einfahrt noch vergoldete Köpfe trugen, da noch die Räder der Prachtkarossen über den Kies knirschten.

In der Mittagssonne flirrt ein weher Wunsch, über der Rasenfläche glüht das Begehren des Sommertages. Aber nur Grillengezirp schwingt von dem unter Blütenlast und Sonnenbrand schlafenden Garten auf.

Vor dem Schloßportal stehen schlanke, dunkelgrüne Bäume in großen, hölzernen Kübeln. Rechts und links. Ausgerichtet, ernst und verschlossen. Wie pflichttreue Soldaten eines großen Königs.

Zwischen ihnen glüht der gelbe Sand, haucht das Unfaßbare seinen Atem, das Dämonische, das die Bacchanten auf der Terrasse grinsen macht.

Aber drüben, im Schatten der Lindenallee, blickt eine dunkle Gestalt unbewegt. Um sie herum leuchtet es rosenfarben und rot. In ihrer Rechten trägt sie ein Stundenglas.

Und ob es nur moosüberzogener Stein ist — der dunkle Flügelträger unter den Linden wehrt dem Spuk, der aus grellem Sonnenglast in den Park hineinspringt.

Still weiße Schwäne ziehen weiße Wölkchen über das Blau des Mittagshimmels, irgendwo knarrt eine Tür, und über die Kiesfläche der Allee knistert ein trockenes Blatt.

Unter den Bäumen des Waldes.

Skizze von Heinz Richter.

Er stand auf einem Berge und schaute über das weite Land. Durch dichte Regenschauer war er hinaufgestiegen. Nun lagen die Wolken jenseits der nächsten Höhenrücken. Der Wind brauste, zerrte an der alten Schutzhütte, daß sie ächzte, und gebärdete sich, als wolle er alles von der Bergkuppe hinweg fegen, auch den dreisten jungen Kerl da. Dem aber wuchs die Freude, zugleich auch der Drang, den Kampf mit der Natur aufzunehmen. Der Wind zwar konnte ihm nichts anhaben und er nichts dem Winde. Doch auf einer Seite der Höhe zog sich ein Fichtenwald hinan, mit einzelnen Vorposten bis auf den Gipfel selbst. Dort stieg er auf einen der höchsten Bäume bis in dessen äußersten Wipfel, der sich sachte unter der ungewohnten Last neigte. Dann kam der Höhenwind, und ein schwindelndes Schaukeln begann. Das war herrlich! Die Augen schweiften über die Täler und benachbarten Gebirgszüge, wenige Häuser nur lagen in der Landschaft verstreut, und alles wogte in einem ungestümen Rhythmus vor den Augen des ins Fichtengrün hinein geneigten jungen Menschen. Dann aber ging es „knicks-knacks“, die Zweige begannen zu brechen ,und er mußte hinabklettern, um nicht vom unwilligen Baume abgeschüttelt zu werden.

Als er nach einer neuen Gelegenheit, sich auszutun, Umschau hielt, fand er eine größere Fichte, die sich, scheinbar ganz entwurzelt, zur Seite gestürzt, in dem Wipfel eines Nachbarbaumes verfangen hatte. Der hielt sie fest umklammert, doch die ungewohnte Last drückte ihn sehr und schien ihm Licht und Luft zu nehmen. Den aufrechten Stamm von der Bürde des toten Bruders zu lösen, lockte den Burschen. Er kletterte am schrägen Stamme empor. Mit Mühe gelangte er bis zur Stelle, wo sich beide Bäume ineinander geschlagen hatten. Es kostete Anstrengung, die starken Zweige zu trennen, damit sie sich gegenseitig nicht mehr festhielten. Nachdem das Geflecht gelockert, wollte er die beiden Fichten auseinander drängen, doch es gelang ihm nur ein kleines Stück. Da bemerkte er, daß noch eine dritte Fichte an der Verwickelung beteiligt war. Als der hängende Wipfel auch noch aus diesen Fesseln erlöst war, stemmte nun der junge Mensch seine Hände und Füße zwischen die beiden noch miteinander verfangenen Bäume und streckte sich mit aller Kraft, um sie auseinander zu drücken. Doch der war doch noch etwas verwurzelt, und das Gewicht des Menschenkörpers reichte nicht aus, ihn niederzudrücken. Alles Ar-

beiten und Stemmen half nichts, allmählich drängten die Fichten wieder zusammen, unaufhaltsam, und der junge Mann war froh, daß er dabei nicht zwischen den Zweigen eingeklemmt wurde. Doch das gab sein Stolz nicht zu, daß er als Mensch im Kampfe mit einem gestürzten, entwurzelten Stück Pflanzenwelt, dem er hilfreich beistehen wollte, der besiegte Schwache sein und sich zurückziehen sollte. So nahm er den Kampf nochmals auf! Vorsichtig schob er sich zwischen die Stämme und Zweige. Er stemmte, so stark er vermochte, ächzend und keuchend, bis ihn alle Glieder schmerzten. So, noch ein kleines Stück, — er streckte und straffte sich, was der Körper hergab, jetzt mußte der Baum sich senken! Doch nein, die Kraft der Glieder reichte nicht aus. Er wurde allmählich erschöpft. Mit Ingrimm bemerkte er, wie sich die Stämme langsam wieder ineinander neigten und ihn mit zusammendrückten, so daß er sich krümmen mußte, trotz alles Widerstandes.

Da verliert er mit dem einen Fuße den Halt, er will mit dem anderen nachhelfen und kann auch da nicht mehr den Stützpunkt festhalten, rutscht ab, und die Bäume schlagen zusammen. Es gelingt ihm gerade noch, den Oberkörper herum zu drehen, damit er nicht mit dem Gesicht gegen den senkrechten Stamm geschlagen wird; dann sitzt er schon fest, und zwar völlig: Der querlaufende Stamm drückt ihn mit dem Rücken gegen die aufrechte Fichte. — Unter ihm ist die Rinde ganz glatt, ohne jeden Aststumpf, an den er sich anstemmen könnte. Über ihm gibt es keinen einzigen starken Zweig, um sich etwa daran hochzuziehen. Er ist richtig gefangen, festgeklemmt, und die starken biegsamen Stämme haben ihn so gut zwischen sich gefaßt, daß es ihm den Atem benimmt. Hilflos hängt der Mensch in der zähen, unentrinnbaren Umarmung der Natur, die er zu bezwingen glaubte, weil sie schon wund war. Vergeblich zappelt er, soweit es seine Haft zuläßt, und ist voll Zorn und Scham ob seiner Niederlage. Der Anblick der zerschlitzten, schmutzigen Hände, seiner zerschundenen Knie und der kläglich ergebnislosen Versuche, sich wieder heraus zu winden, ist niederschlagend. Der auf seine Kraft so stolze, in seinem Ungestüm so frohe junge Kerl hängt da oben wie eine Fliege im verlassenen Spinnennetz. Seine Kräfte erlahmen, und er läßt die Glieder sinken, gefangen in der unbezwingbaren Umklammerung.

Die Sonne begann zu sinken, der Wind hatte sich etwas gelegt, und die Ruhe des Gebirgswaldes kam ihm erschreckend zum Bewußtsein. Würde sich noch vor Einbruch der Dunkelheit eine Möglichkeit zur Befreiung finden? Wer weiß, wann überhaupt einmal bei dem stürmischen, kalten Frühlingswetter ein Mensch auf diese entlegene Bergkuppe steigt! Vom Westen kamen bereits wieder große Sturmwolken herangefegt, und über den benachbarten Höhen hub der Sturm erneut an zu brausen. Noch einmal, mit aller Kraft der Verzweiflung, suchte der arme Junge sich aus dem ihm bald die Besinnung raubenden Drucke zu befreien; er reckte sich und stemmte mit beiden Armen, er setzte die ganze Kraft seines jungen Körpers ein, schon glaubte er, die Stämme etwas auseinander zwingen zu können, da fuhr der Sturm mit Heulen in die Kronen der Bäume, und zugleich jagte ein prasselnder Regenschauer hernieder, so daß er binnen weniger Augenblicke bis auf den letzten Faden durchnäßt war. Da gab er den Kampf auf, Tränen standen ihm in den Augen, und verzagt ließ er Kopf und Glieder hängen. Sein Mut, seine frohe Kraft, sein Stolz waren gebrochen. Hilflos hing er zwischen den Stämmen der Bäume.

Der Sturm wurde immer wilder und wuchs zum Orkan an, wahre Wasserbäche stürzten vom Himmel, der Wald stöhnte und ächzte, und alle Baumkronen schwankten heftig. Der junge Mensch litt gewaltige Schmerzen zwischen den Stämmen, die sich ihm über Brust und Rücken hin und her rieben. Aber bald gelang es ihm, sich die Bewegung zu Nutze zu machen und bei jeder Neigung seinen Körper etwas mehr aus der Zwangslage heraus zu ziehen. Ein letzter Ruck: Er war frei! Froh und unglücklich zugleich sank er am Fuße des einen Baumes nieder und blieb, erschöpft und völlig durchnäßt, regungslos liegen, wie ein kleiner Vogel, den der Regen aus dem Neste geschwemmt hat.

Erst die Sonne des nächsten Tages vermochte sein Gesicht zu glätten und die Kleidung zu trocknen. Er zog von dannen, anfangs zwar betrübt; doch je mehr er sich der Heimatstadt näherte, um so freudiger wurde sein Blick, um so kräftiger sein Tritt: Er hatte mit der Natur gerungen, sie hatte ihn besiegt, gefangen und großmütig wieder frei gelassen. All sein Hochmut war dahin, es gab noch Gegner, die ihm gewachsen waren und ihm außerdem noch eine weise Lehre mit heim gaben . . . Wie war der Wald so schön in seiner Stärke!

Ein gewagter Trick.

Der Leichenfund im Londoner Gepäckraum.

Man hat den Mörder bis heute nicht fassen können, obwohl er sich, nachdem sein Trick versagte, reichlich unvorsichtig und ungeschickt benommen hatte. Die Frau, die er erschlug, beraubte er der Kleider, zerlegte den Körper in acht Teile und packte ihn in einen nagelneuen schwarzen Koffer. Dann nahm er sich eine Pferdedroschke, ließ sich samt seinem unheimlichen Gepäck zum Charingcroß-Bahnhof fahren und gab dort im Gepäckraum den Koffer auf. Er werde ihn bald wieder abholen lassen, erklärte er, als er den Gepäckschein in Empfang nahm. Diesen Schein steckte er nicht, wie man annehmen könnte, sorgfältig in die Tasche, sondern warf ihn mitten in der Bahnhofsvorhalle auf die Erde.

Natürlich wurde der Zettel bald gefunden, aber da der Finder ein ehrlicher Mensch war, ging er zum Gepäckschalter und gab ihn ab. Man wartete nun mehrere Tage auf den rechtmäßigen Besitzer. Als dieser sich nicht meldete, wurde das Gepäckstück, das mehrfach mit großen Riemen umschlungen war, amtlich geöffnet. Und nun sucht man nach dem Mörder. Es war leicht, das Fuhrwerk zu finden, welches den Gesuchten und den schwarzen Koffer zur Bahn befördert hatte, denn Pferdedroschken sind auch in London selten, und wer nimmt sich heute, wenn er nicht auffallen will, einen solchen Wagen? Keiner! Der Mörder hatte einen gewählt, und die Beschreibung durch den Kutscher gab dann auch erste Anhaltspunkte.

Der Bahnhof Charingcroß ist einer der wenigen, in welchen der abfertigende Beamte auf jeden Gepäckschein, den er aushändigt, seinen Namen schreiben muß. Dadurch fand man den Mann, der mit dem Mörder verhandelt, ihm den Koffer abgenommen und den Gepäckschein ausgehändigt hatte. Er konnte eine ergänzende Beschreibung geben, so daß man weiß, der Mörder sei ein Mann in mittleren Jahren, groß, nicht elegant aber sauber gekleidet, und spreche ein tadelloses dialektfreies Englisch. Da der Mörder die Tote kunstgerecht zerlegt hat, kann er nur Arzt, Metzger, Heilgehilfe oder etwas Ähnliches sein, Tatsachen, welche die Nachforschungen erleichtern. Und wenn man ihn trotzdem bis heute nicht gefunden hat, so hindert das nichts an dem Umstand, daß er sehr ungeschickt vorgegangen ist.

So glaubt man! In Wirklichkeit hat sich der Täter eines ganz raffinierten Tricks bedient, und er konnte nicht ahnen, daß sein folgerichtiger Gedankengang ein Loch hatte. Er mußte dieses annehmen: Er selbst fuhr in der harmlosesten Weise zum Bahnhof, gab den Koffer auf, sagte laut und vernehmlich zu dem Beamten, er werde das Stück bald abholen l a s s e n und warf dann den Gepäckschein an einer Stelle zu Boden, wo er gefunden werden mußte. In der heutigen Zeit freuen sich die meisten, wenn sie unverhofft kostenlos zu einem gefüllten Koffer kommen, die wenigsten werden den Schein abgeben. Vielmehr mußte der Mörder glauben, der unehrliche Finder werde sich den Koffer holen, ihn nach Hause nehmen und dann öffnen.

Auf diese raffinierte Weise war dann die Leiche in eine fremde Wohnung geschmuggelt, und der Finder mochte zusehen, wie er den belastenden Inhalt des Koffers wieder los wurde. Daß auf den Finder der Mordverdacht fallen werde, hoffte er, und wie oft ist schon ein Unschuldiger angeklagt und verurteilt worden! So dachte der Mörder, aber der Zettel wurde von einem ehrlichen Menschen gefunden, der ihn abgab. Vielleicht kann jetzt der Täter in der eigenen Falle gefangen werden, indem man die Blößen, die er sich gab, gegen ihn ausspielt und ihn der gerechten Strafe überliefert. In London aber kann man zurzeit ruhig seinen Gepäckschein verlieren, er wird todsicher von dem Finder abgeliefert! U. E.

Lustige Rundschau

* **Der höfliche Bismarck.** In einer Gesellschaft wollte eine französische Gesandtenfrau Bismarck für sich gewinnen. Dies glaubte sie durch Vertraulichkeit am besten zu erreichen. Sie redete ihn anfangs mit „Exzellenz" an, später nannte sie ihn „Herr von Bismarck" und schließlich nur noch „mein lieber Bismarck". — Und dann half ihr Bismarck aus der Verlegenheit, indem er mit einer Verbeugung sagte: „Mein Vorname ist Otto." Th. U.

Verantwortlicher Redakteur: M. H e p k e; gedruckt und herausgegeben von A. D i t t m a n n T. z o. p., beide in Bromberg.